Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 96 (1986)

Artikel: Was mir Brugg bedeutet
Autor: Wartenweiler, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900705

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fritz Wartenweiler
Was mir Brugg bedeutet

Am 20. Juli 1985, kurz vor seinem 96. Geburtstag, starb in Frauenfeld Fritz Wartenweiler, einer der Pioniere der Schweizer Volksbildung. Die grossen Leistungen des 1889 in Kradolf (TG) geborenen Pädagogen fallen in die Zwischenkriegszeit, wo gerade im erzieherischen Bereich Aufbruchstimmung herrschte und man nach neuen Wegen suchte. Mit 25 Jahren gründete er, der Lehrer und Solothurner Seminardirektor, bei Frauenfeld ein erstes Volksbildungsheim, in dem, wer guten Willens war, in Vorträgen und Kursen sich in allgemeiner Hinsicht weiterbilden konnte. Jahre später, nach dem Scheitern dieses Versuches und nachdem Wartenweiler als Lehrer und «Wanderprediger» tätig war, kam es dann 1935 zur Gründung des Volksbildungsheimes Herzberg, einer Art «Volksuniversität», vergleichbar den heutigen Volkshochschulen, mit dem Unterschied, dass die Bildungswilligen auf dem Herzberg längere Zeit zubrachten. Vom Herzberg aus wanderte Wartenweiler häufig nach Brugg, weil er da zu tun hatte, Geschäftliches erledigte und Freunde aufsuchte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist es still um Fritz Wartenweiler geworden, obwohl er viele Vorträge hielt und viele Bücher, vor allem Biographien, schrieb. Unermüdlich tätig, verbrachte Fritz Wartenweiler seine letzten Lebensjahre in Frauenfeld, zuletzt im Alters- und Pflegeheim. Dort erreichte ihn auch unsere Bitte, für die Brugger Neujahrsblätter seine Erinnerungen an Brugg aufzuschreiben, was er bereitwillig tat. So veröffentlichen wir dieses Dokument gleichsam als Hommage an diesen bedeutenden und eigenwilligen Mann, auch aus Respekt davor, dass er ein Leben lang für seine Ideale eingetreten ist. *Die Redaktion*

Bevor ich je den Namen Brugg hörte, hatte ich mit einer «Brogg» zu tun! Mein Geburtsort «Chraaleff» liegt an einem Wildwasser. Wollten wir von unserm Dorf (Kradolf) aus ins nächste gelangen, nach Schönenberg, mussten wir auf dieser «Brogg» die Thur überqueren, hoch über dem Fluss, der oft kein Wasser führte, oft dagegen wie ein brausender Strom daherwogte. Eine Brücke aus Stein und Eisen war das, mit hohen Bögen auf beiden Seiten der Strasse, auf der die schwersten Fuhrwerke

verkehrten; erst später gesellten sich die motorisierten Wagen dazu. – Kaum hatte ich so richtig gehen gelernt, zog es mich immer wieder hinaus zu dieser «Brogg». Dahinter kam gleich noch eine; vielmehr: «e Bröggli» führte über den Kanal, der stets gleich viel reissendes Wasser führte, das Wesentliche, was er vor dem «grosse Staa» der Thur entzog. Diese lebhaft strömende Wassermenge hielt die mächtige Fabrik in Gang, die Seidenstoffweberei Schönenberg. Mein Vater leitete nur «e chlis Fabriggli»; gleich neben dem Eisenbahngeleise trocknete er «Kleber» von «Asperüti» zu «Wiener Papp» und verarbeitete Zichorien aus Ungarn zu Kaffeezusatz, den wir in «Wartewiler-Päggli» versandten. «T'Brogg» aber führte zum Schönsten, was es überhaupt gab, zum Speisesaal der Seidenweberei. Dorthin nahm die Mutter den «Knüsi» gelegentlich mit; dort waltete bis kurz vor dem «Zmittag» und nachher «t'Jumpfer Wetter» in der «Töggeli-» oder «Häfelischuäl». Heute trüge sie den stolzen Titel «Kindergärtnerin». Für mich war und blieb sie «t'Jumpfer Wetter». Es gab keinen Menschen, den ich heisser liebte; nicht einmal die Mutter konnte es mit ihr aufnehmen, geschweige denn Vater oder Grossvater. Durfte ich mit der Mutter (sie war so etwas wie die Vorgesetzte der «Jumpfer Wetter)» in die «Töggelischuäl» gehen, dann war ich im Himmel. Kein Wunder darum, dass mein erster selbständiger Schritt im Leben *ihr* galt, lange bevor ich das nötige Alter erreicht hatte! Keine Angst vor Brücken, weder vor der grossen über die Thur, noch vor der kleinen über den reissenden Kanal! Dahinter lag ja das Allerwunderbarste. Dass die andern Menschen das nicht begriffen!

Aber «t'Brogg» hatte es in sich. Erzählte man doch von einem Mann, der auf dem Geländer einen Kopfstand gestemmt hatte!

Also «Brogg» ja! Aber «Brugg»? – Das tönte so vornehm. Ich hatte es lieber mit den gewöhnlichen Leuten zu tun als mit den grossartigen!

Später hatte ich in der Schule den Namen «Brugg» zu lernen: da «gable» sich die Eisenbahnlinie von Zürich her in die grosse Schweiz hinein in zwei Stränge. Der eine fahre gradaus nach Bern zur «Jungfrau» und nach Biel zum Jura, der andere nach Basel zum Rhein und hinaus ins Deutsche, so ähnlich wie die Linie der «Nord-Ost-Bahn» von Zürich her sich in Winterthur auseinander bewege. Da gelange man mit den «Vereinigten-Schweizer-Bahnen» über St. Gallen durch das «Galgentobel» nach Rorschach oder dann auf der einzig richtigen Linie der Nordostbahn (NOB) über Sulgen nach Romanshorn. (Sulgen war unser Kirchdorf, nur zwanzig Minuten von «Chraaleff» entfernt.)

Dass unsereiner nach diesem fernen Brugg fahren könnte, davon war nie die Rede. Das kam nur für den Vater in Frage. Er musste oft verreisen, auf Geschäftsreisen, hiess es, z. B. nach Bern, der Hauptstadt. Von dort her brachte er bombensicher jedesmal einen Schatz heim, einen Berner Mutzen (Fladen mit einem Bären aus Zuckerschaum auf der braunen Masse). – War von Basel die Rede, sagten wir sofort das Versli auf, das uns der Vater längst beigebracht hatte:

z'Basel uf de Rhibrogg
Stond zwaa liiri laari Röhrli,
Ond die zwaa liiri laari Röhrli
Lehred t'Lüüt recht rede!

nämlich nicht «loorgge»!

Im Jahre 1905 dagegen (ich zählte noch nicht 16 Jahre) bin ich sogar ohne Vater oder Mutter nach Brugg gelangt. Damals durfte unsere ganze Kantonsschule (oder doch die «höheren» Klassen!) im «Schiller»-Jahr die Aufführung der «Braut von Messina» besuchen, im kurz vorher wieder entdeckten und neuerstellten Amphitheater von Windisch (Vindonissa). Wieviel ich davon gesehen oder gehört, vor allem: wieviel ich davon aufgefasst habe, weiss ich nicht. Etwas aber ist mir geblieben – für mein ganzes Leben, der letzte Chor, mit den letzten mächtigen Worten:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht.
Der Übel grösstes aber ist die Schuld.

Richtig gesehen habe ich nur die Spitzen der Bäume über den obersten Sitzreihen. Einer der Älteren, besonders Gescheiten, raunte uns Jüngeren zu: «So hoch ist das ‹Amphitheater› gewesen, als die römischen Soldaten und Kolonisten den Tierkämpfen zugeschaut haben.»

Später habe ich Vindonissa oft erlebt. Stärksten Eindruck machte mir der Erste August, als ich einmal, wahrhaftig, von einer Art «Altar» aus die vaterländische Rede halten durfte. Eben waren die Turner mit Fackeln dahermarschiert und hatten damit die ganze Szene merkwürdig erhellt. – Ich kann aber auch nicht vergessen, wie ich während des Zweiten Weltkrieges mit verschiedenen Einheiten unserer Armee über die Frage nachdenken durfte: «Was haben wir zu verteidigen?» oder «Was haben wir an der Schweiz?» – Einmal war es ein ganzes Radfahrer-Bataillon. Wie winzig die grosse Schar in dem riesigen Raum, wo zur Römerzeit wilde Tiere gegeneinander angetreten waren!

Wichtig kam ich mir vor, wenn ich ausländische Gäste vom Herzberg her durch das Schenkenbergertal nach Brugg und Lenzburg führte. Kurz nach Überwindung der Passhöhe bei der Staffelegg habe ich meine Weisheit glänzen lassen; beim Anblick der Ruine Schenkenberg begann ich mit dem Vers:

«Wer hat den Brief nach Schenkenberg verloren?» –
Ein Lügenbub sträusste gleich die Ohren.
Er denkt: Der Brief, er trägt mir etwas ein. –
Gib her den Brief! Der Brief ist mein!»

Als der Schelm indessen den erschwindelten Brief in der Burg abgeliefert hat, erweist sich, dass er einem gerissenen Detektiv in die Fänge geraten ist. Der Schreiber auf der Fallbrücke bricht das Siegel und liest den Brief:

«Und in dem Briefe stand:
Dieweil der Bube lügt ganz ungemein,
So sperr bei schmaler Kost drei Tag ihn ein!»

Und die «Moral von der Geschicht»? – Nach drei Tagen Arrest verlässt der Spitzbube mit hängendem Kopf die Burg:

«Er ging und liess fortan das Lügen sein.
Stets fiel der Brief nach Schenkenberg ihm ein.»

Auf dem Wege nach Brugg gabs allerhand zu bestaunen: die neue Strasse nach Zeihen hinüber, an der während des Krieges internierte schwarze Soldaten gebaut hatten. Die Ruine Schenkenberg links und später die stolze, gut erhaltene Habsburg rechts in der Ferne. Das Dorf Schinznach mit den Baumschulen von Zulauf und den ausgezeichneten unvergorenen Traubensäften der Brüder Hartmann. Die ganz gelbkotige, öde Gegend vor der Aare, die gerade «korrigiert» worden war. – Wenige Jahre später grünte alles wieder wie vor dem starken Eingriff in die Uferwälder. Das Landhaus des Aargauer Bundesrates Schulthess. Die Strasse, die über die Aare nach Wildegg führte, und die andere, die vom Bözberg herunter, von Basel her, in unsere Strasse einmündete . . .

Kaum hatten wir die ersten Häuser von Brugg erreicht, bogen wir plötzlich ab von der geraden Strasse, im Hui über die reissende Aare, die hier eng zusammengedrängt ist, über die «Brugg», von der die Stadt den Namen erhielt.

Wann habe ich das erstemal diese Brücke überschritten und die Stadt Brugg durchquert? – Wahrscheinlich im Herbst 1914 während des Ersten Weltkrieges auf dem Wege nach unserm Kantonnement in Mülligen bei Birmenstorf. Damals sind unsere leichten Feldkanonen mit grossem Getöse durch die engen Gassen gerumpelt. Wer hat mich hingewiesen auf die Tafel am Sterbehaus von Vater Pestalozzi? – Wenn je, empfand ich damals die Wahrheit der Worte:

Alles schenken die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen – ganz:
Alle die Freuden, die unendlichen, alle die Leiden, die unendlichen – ganz!

Im Vorüberfahren der Geschütze hatte niemand Zeit, sich lange zu besinnen. Erst die paar Tage darauf in Mülligen liessen uns ein wenig verschnaufen. Auf dem um 1914 zu neuem Leben erwachten «Neuhof» erkundigten wir uns nach dem Schicksal des Mannes, den sehr viele Schweizer noch heute nicht kennen oder missverstehen. Da, auf dem Birrfeld, hatte er sein Wirken begonnen, erst in der jugendlichen Überzeugung, er sei imstande, den Schweizer Bauern zu helfen in ihrem Bemühen um eine menschenwürdige Arbeit am Boden. – Auf den Misserfolg des landwirtschaftlichen Unternehmens folgte der Versuch, Kinder der Ärmsten für ihr Leben zweckentsprechend zu erziehen. Jahrzehntelanges Ringen endete damit, dass sogar seine treueste Gefährtin es nicht länger aushielt bei dem «Gräuel», wie er sich selbst nannte. Aus bitterster Erniedrigung riss ihn die Aufgabe, sich 1799 der kriegsgeschädigten Kinder in Stans anzunehmen ... Diese tiefste Stufe ergab die Möglichkeit des Aufstieges bis zur Leitung des «Institutes», das in der ganzen damals bekannten Welt hohe Anerkennung fand – ihn selbst indessen nicht befriedigte: sein Herz schlug zwar für alle Menschen, am stärksten doch für die Bedrücktesten. Das trieb ihn als greisen Witwer zurück auf den «Neuhof» ... Auf dem Platze, da er sein Wirken begonnen, wollte er trotz allem noch sein Lieblingswerk errichten: die Erziehungsstätte für die Kinder der Ärmsten. Während dieser Arbeit ist der hartumkämpfte Menschenfreund schwer erkrankt und zur Pflege in jenes Brugger Haus gebracht worden. Zu den letzten Äusserungen des Vielverkannten gehören Worte der Vergebung für seine Feinde: «Mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe.»

Wie oft bin ich später wieder in Brugg eingekehrt, mit Besuchern aller Art, vor allem aus den kriegsversehrten Ländern! Stets war unser erstes

Ziel das *Vindonissa-Museum.* Dort empfing uns der Konservator, Herr Simonett. Das war jedesmal ein Ereignis. Der Aargauer-Bündner verstand es, aus Steinen, Körnern, Fasern . . . ein Bild der römischen Herrschaft und Kultur erstehen zu lassen, das alle Hörer und Betrachter staunen liess, seien sie aus dem nächsten Süden (Aosta-Tal) oder aus dem fernsten Norden gekommen. Ich hatte Gelegenheit, diese «Führung» häufig zu erleben – sie war jedesmal gleich in ihrem innern Wesen, aber stets überraschend neu in ihrem äussern Aufbau.

Von dieser Stätte der Sammlung sind wir weitergefahren nach dem Kloster *Königsfelden.* Da mühen sich heute moderne Ärzte und Pfleger, den Vielen Hilfe zu bringen, die an Geist und Gemüt leiden. Die alten Fenster der Kirche erinnern an eine Bluttat (Johannes Parricida hat hier seinen Oheim Albrecht erschlagen) und an den Versuch zur Sühne (Königin Agnes von Ungarn). Noch einmal hat dort Schiller zu uns gesprochen, nicht mehr aus der «Braut von Messina», sondern aus unserem «Wilhelm Tell».

Bewegt durch solche verhängnisvollen Ereignisse, standen wir darauf von neuem im Amphitheater. Dort wagte ich den schwachen Versuch, die fremden Gäste aus dem nördlichsten Tal des Südens wie die skandinavischen Kollegen die Bedeutung von Vindonissa als Strassenkreuz in den römischen Provinzen Helvetia–Germania ahnen zu lassen. Mit dem Blick nach der Stadt Aventicum und dem Alpenübergang, der später den Namen «Grosser St. Bernhard» bekam, schliesslich nach der Ewigen Stadt Roma mit ihrem Vorstoss über den Rhein in der Zeit, «als die Römer frech geworden» . . .

Von Windisch aus führte uns die Eidgenössische Post nach der Höhe von Habsburg. Die Betreuerin der Burg erzählte uns, was sie wusste, von Rittern, Grafen, Königen, Kaisern. Ich stammelte etwas von «König Rudolfs heiliger Macht», von den Anfängen der Eidgenossenschaft, im vollen Bewusstsein, wie ungenügend dieser Hinweis auf die Gründung des Staatswesens war.

Dann zum heutigen «Neuhof»! So weit ich sehe, können wir uns dessen freuen. Die Schweizer Schüler haben durch ihre Batzen den verwahrlosten Hof gekauft. Otto Baumgartner hat den Auftrag entgegengenommen, dort eine Stätte für Jugendliche einzurichten, die eine besondere Hilfe brauchen. Gebäude, Boden, Treibhäuser, Werkstätten für jede Art von Arbeit stehen zur Verfügung. Dann führte der Sohn des ersten Leiters die Arbeit weiter. Gespannt warte ich auf die nächste Gelegenheit,

um zu sehen, wie das Werk sich weiter entwickelt. Was würde Pestalozzi selbst dazu sagen?

Wie oft habe ich diese Fahrt unternommen! Wie viele Menschen haben sich mit mir daran gefreut!

Eine Zeitlang habe ich mich in Brugg selbst vor allem um die Arbeit gekümmert, die im «Hause der Schweizerbauern» geleistet wird.

Grosse Ermutigung brachten die Anfänge des «Heimatwerkes», das Ernst Laur, Sohn, lange Zeit leitete, vor allem mit dem, was Gertrud Fischer dort an Spinnrad und Webstuhl geleistet hat.

Ernst Laur, Vater, der erste Schweizer «Bauern-Sekretär», hat es – noch im 19. Jahrhundert – übernommen, die Bedürfnisse der Schweizer Bauern in der Öffentlichkeit zu vertreten. Ihn habe ich erst kennengelernt, als die Arbeit schon recht im Gang war. Die zahlreichen Gegner des «Bauernsekretärs» und «-sekretariates» regten sich auf über die unzähligen Zahlen, die ihm die Praktiker im Lande herum lieferten, gestützt auf ihre sorgfältigen Buchhaltungen. Hörten oder lasen diese Widersacher auch das Gegenstück dazu, den vertiefenden Vortrag über *«Schweizer Bauernpolitik im Lichte einer höheren Weltauffassung»?* – Wer dem Gründer-Bauernsekretär kurzsichtigen Schweizer Bauern-Nationalismus vorwarf – sah er auch, wie der Weitblickende seine Hände nach allen Seiten hin ausstreckte, auch zu den Bauern im übrigen Europa, auch zu den Mitmenschen in nächster Nähe und in aller Welt? – Unvergesslich bleibt mir die gemeinsame Fahrt von Brugg nach Zürich. Angetan mit dem schwarzen Käppchen des Urgrossvaters, las er – etwas mühsam, angestrengt – wesentliche Schriftstücke – mit der Lupe. Ein einmaliger Anblick!

Zu meinen schönen und schweren Erlebnissen gehören die Besuche im *Effingerhort.* Dort finden seit Jahrzehnten alkoholkranke Männer Heilung oder doch Besserung in ihrem Leiden.

Bewegt hat mich in jungen Jahren all das, was zusammenhing mit den Vorarbeiten für eine «Neue Schweiz». Jahrzehntelang hatten sie ihre Heimstätte gefunden im benachbarten «Bad Schinznach» an den Tagungen der «Helvetischen Gesellschaft». Welcher Schweizer hätte nicht wenigstens eine blasse Ahnung von dem, was wir in diesem entscheidenden Umbruch den beiden Bruggern verdanken, die den Namen des «Propheten-Städtchens» am nachdrücklichsten in das ganze Volk hinaus und hinein getragen haben? – Mit Hunderten seiner Berufsgenossen (die noch keine Ausbildung zum Lehrer genossen!) hat der Vater des Vaters meiner Mutter, der Schulmeister und Landvermesser Abraham Kreis von Neu-

kirch in Egnach die Bogen ausgefüllt, die dem nur kurze Zeit amtenden «Helvetischen Minister für Künste und Wissenschaften» (d.h. für Kultur überhaupt) *Philipp Albert Stapfer* ein lebendiges Bild der Zustände im keimenden Schul- und Bildungswesen verschafften. Sie verhalfen dem Pionier dazu, dass er nicht nur ein Traumbild des Kommenden in sich trug, sondern auch imstande war, praktische Gesetze vorzubereiten. Die längste Zeit seines Lebens wirkte er als Gesandter in Paris während der stürmischen Werdezeit des Landes der französischen Revolution, Restauration und Regeneration ... Als Förderer protestantischen Lebens im französischen Kulturbereich hat er auch Wesentliches bedeutet für den Waadtländer und eidgenössischen «Kämpfer für Wahrheit, Liebe, Freiheit des Gewissens»: *Alexandre Vinet.*

Der in Göttingen zum Arzt ausgebildete *Albrecht Rengger* machte unser Volk früh aufmerksam auf ein Krebsübel der Demokratie, «die politische Verketzerungssucht». Die Stürme um 1800 haben ihm die Verantwortung eines «Helvetischen Ministers des Innern» aufgeladen. Sein weiter Blick trug wesentlich dazu bei, dass unser Staatswesen heute noch so viel von der politischen Tätigkeit in die «Basis» verlegt, in die Gemeinden. Wohl sind die meisten unserer «Kantone» kleiner als die «Provinzen» oder Verwaltungsbezirke der meisten Staaten. Trotzdem sind sie noch so umfangreich, dass die wenigsten Bürger eingehend vertraut sein können mit den Aufgaben der Allgemeinheit. Wie wohltuend, dass wir in unsern bescheidenen Gemeinden immer noch Stätten besitzen, in denen ein wesentlicher Teil der Bewohner als «Bürger im vollen Sinn des Wortes» fähig ist, verhältnismässig selbständig zu beobachten, zu denken, zu fühlen und – mitzuentscheiden.

Als besonderes Glück empfand ich es, dass ich in Brugg den Pfarrer wieder fand, der den «Mennbuäb» in Neukirch an der Thur Wesentliches erleben liess. Pfarrer Etter hat meinen «Vize-Vater», den Onggel Schang, diesen früh verstorbenen Bauern, zum Grabe begleitet. Er hat seiner Mutter und seiner Gattin Stärkung vermittelt durch seine «Abdankung» mit dem Text: «Was ich tue, das weisst Du jetzt nicht; Du wirst es aber hernach erfahren.» – Den damals noch nicht zwölfjährigen Fritz hat dieses Leitwort für vieles Spätere vorbereitet.

Dass ich nach Jahrzehnten in seiner Brugger Gemeinde nicht nur einen Vortrag halten, sondern eine ganze «Woche» lang wirken durfte, war für den jungen Volksbildner Stärkung und Ermutigung. – Die Verbindung mit der Kirchgemeinde hat sich lebendig erhalten.

Die Stätte in Brugg, in der ich seit Jahren am häufigsten ein- und ausgehe, ist die Buchdruckerei *Effingerhof.* Leider bin ich ja – sehr gegen meinen Willen – «Schriftsteller» geworden. Nicht «schreiben» wollte ich, höchstens reden, vor allem aber tun, wirken, *so* wirken, dass die Landsleute etwas davon spüren.

Zwei Männer haben mich veranlasst, meine Einstellung zu ändern: mein naher Freund, die Seele der Solothurner Lehrerbildungsanstalt, der Erzähler, Sänger, Freudebringer *Josef Reinhart* und sein mir bis dahin unbekannter Begleiter, der weise Aargauer *Emil Roniger.* Weil kein Verleger dessen sieben Erstlinge herausgeben wollte, hat er selbst einen Verlag ins Leben gerufen. Das Sinnbild, der rote Apfel, erinnert in einer bis ins Innerste dringenden, bis zum Äussersten durchgeführten, verkünstelten Welt an das natürliche Wachsen und Werden («Die lautere Quelle»).

«Nicht Schreibersknecht will ich werden», hielt ich den Zweien entgegen. «Einfach handeln will ich, einfach sein.» – «Wenn Du nicht schreibst von dem, was Du unternimmst, und welchen Sinn es hat – woher sollen die Leute wissen, was Du bezweckst mit Deinem Handeln? Wer Du bist? – Wie bist Du?»

Jedes Manuskript, das die Werkstatt des «Schreibenden» verlässt, ist ein Brief, meist ein sehr langer Brief, an jeden Leser. In der finnischen Sprache heisst «kirje» Brief, «kirja» Buch. Was macht dieser damit? Was ahnt er von dem, was im «Schreibenden» vor sich geht, vor sich ging, schon lange, bevor er sich dazu entschloss, auch nur ein Heft zu verfassen, geschweige denn ein Buch? – Jede Schrift ist ein Kind, das der Schreibende «empfängt» und «zeugt», in Freude, in einer starken Erregung und Erhebung, oft fast in einem Rausch. Darauf folgen nicht neun Monate, sondern lange Jahre des Keimens, Wachsens und Werdens mit allen Wechselfällen, die überhaupt nur vorstellbar sind, von den «Wehen» zu schweigen, die jede Geburt einleiten und begleiten. Das alles ist Empfängnis *und* Tat.

Hat der Schreibende einmal, oft zögernd, den Schlusspunkt gesetzt, zieht sein «Kind» in die Welt hinaus. Jetzt geht es zuerst auf einen langen, gefährlichen Weg: zum (mutmasslichen) Verleger (da drohen die schärfsten Klippen!), darauf zum Leiter der Druckerei, zum Setzer, zum Korrektor, zum Drucker («Maschinenmeister»!), zum Verpacker. Nur sind alle Genannten jeweils nicht einzelne; immer handelt es sich um viele, die zusammen wirken, «Vorgesetzte» zum Beispiel und «helfende Hände»,

auch Köpfe und Herzen. Oft muss einer den andern korrigieren. Immer sind es Menschen von Fleisch und Blut, körperlich-geistig-seelische Wesen mit (viel oder wenig) Humor.

Und jetzt der Leser! Wieder ein Mensch mit allen menschlichen Eigenschaften und Eigenheiten. Könnte ich ihm doch in die Augen schauen! – Kann ich ihm nicht wenigstens neben allem Gedruckten ein persönliches Zeichen senden? – Nach und nach bin ich dazu gelangt, dass ich nicht nur *die* Bücher «signiere», die ich meinen nächsten Verwandten und Feunden sende, oder jene Leser befriedige, die ein «Telegramm» (Entschuldigung «Autogramm») wünschen oder verlangen, sondern einfach alle. Wo kann ich mein Grusswort, die «Krähenfüsse» meiner «Unterschrift» anbringen? – In einem Winkel der «Binderei», da riecht es nach Kleister, erläutert der Bürochef (ich rümpfe die Nase nicht, bin ich doch fast in einer Kleisterbude aufgewachsen!), oder vielleicht in einem besonders ruhigen Zimmer, in der Nähe der «Korrektoren» oder sogar in einem Raum, da sonst die Leitenden beraten. Habe ich dann hundert-, tausend-, mehrere tausendmal das Gleiche hingekritzelt, nehme ich Abschied von allen Gliedern in der langen Kette, von diesen verschiedensten Mitmenschen, von denen jeder gleich wichtig wie der andere ist, jeder unentbehrlich!

Was fangen die Lesenden an mit den Buchstaben in diesem Buch, mit den Schrift-Zeichen in dieser Schrift? – Wie kann ich ihnen danken, einmal dafür, dass sie die Schrift überhaupt beachten, am Ende gar ernstnehmen. – Dann aber für alles, was sich in ihrem Innern regt, Zustimmung und Widerspruch, Fragen und Fragezeichen – dann aber auch für das «Weitersagen». (Jä so: da habe ich noch einen vergessen, den «Rezensenten». Die Dänen nennen ihn den «Anmelder». Wie stelle ich's an, dass ich ihn nicht vor den Kopf stosse, den «Roten» und den «Schwarzen»?)

Wenn ich mir das alles durch Kopf und Herz gehen lasse, wird mir die «Binderei» im Effingerhof zum geweihten Raum. – In der Nähe erlebe ich dann erst noch zusätzliche Freude: eine liebe Familie gibt mir zu essen und eröffnet mir neue Welten. Einst war der Vater Lehrer und Kamerad. Heute ist er mit Leib und Seele Bibliothekar.

Als ich das letzte Mal sein heimeliges Haus aufsuchte und mich nach dem Sinn des bekränzten Brugg erkundigte, erhielt ich eine Verheissung: «Bevor Du wieder ans ‹Kürzen› gehst, zeige ich Dir noch die Höhepunkte der Kränze an unserm Jugendfest, dem eigentlichen Bruggerfest.» Zuerst aber geht unser Blick noch zu Frau und Kindern, mit ihnen nach Süd-

frankreich und in die Tschechoslowakei, hinaus in die weite Welt – und zu den Schülern, die vor den Ferien die Bücherausleihe fast stürmen, auch zu der einzelnen, stillen Frau, die jede Woche ihr Buch holt, Nahrung für ihre Seele.

Da erinnere ich mich auch in Dankbarkeit an die Stunden, die ich mit den Schülern in Brugg erlebt habe. Wieviel habe ich ihnen einst erzählen dürfen!

Hast Du jetzt eine leise Ahnung davon, was mich an Brugg fesselt?

Vom stillen Brugg wieder hinaus in die weite Welt, nach dem südgermanischen oder gar dem skandinavischen Norden, nach dem schweizerischen Solothurn, nach Bern und über den Lötschberg oder den Grossen St. Bernhard, oder auch heim in die Werkstatt. Da denke ich noch einmal an den Blick von der Habsburg aus, auf das Kirchlein von Rein und den Durchbruch der Aare durch den Jura; da freue ich mich an der Fahrt entlang dem Jura zu den Welschen oder hinein in die Innere Schweiz. Da überquere ich die braungelbe Reuss und freue mich über die durch den Zürichsee geläuterte Limmat. – Am meisten sagt mir die Gegend, wenn ich aus dem Norden heimkehre. Der Blick beim Austritt aus dem Tunnel bei Schinznach Dorf . . .